

Empirie ist nicht alles: Anmerkungen zum Zustand der Sozialwissenschaften am Beispiel der Erziehungswissenschaft

Winkel, Olaf

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Winkel, O. (2014). Empirie ist nicht alles: Anmerkungen zum Zustand der Sozialwissenschaften am Beispiel der Erziehungswissenschaft. *GWP - Gesellschaft. Wirtschaft. Politik*, 63(3), 431-434. <https://doi.org/10.3224/gwp.v63i3.16716>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Empirie ist nicht alles

Anmerkungen zum Zustand der Sozialwissenschaften am Beispiel der Erziehungswissenschaft

Olaf Winkel

Über lange Zeit war die Bedeutung des geisteswissenschaftlichen Anteils in der sozialwissenschaftlichen Methodik unumstritten. Hermeneutisch ausgerichtete und naturwissenschaftlich inspirierte empirische Erkenntnisgewinnungsverfahren galten weitgehend als gleichberechtigt und komplementär. Dann setzte, zuerst in den Vereinigten Staaten und später auch in Europa und Deutschland, ein Prozess ein, in dem die Gewichte zulasten geisteswissenschaftlich orientierter Analysen und Diskurse und zugunsten eines szientistischen oder behavioristischen Wissenschaftsverständnisses verschoben wurden. Diese Entwicklung ist heute weitgehend abgeschlossen.

Das Paradebeispiel für eine Disziplin, in der eine solche empirische Wende stattgefunden hat, ist die Erziehungswissenschaft. Während die geisteswissenschaftlich verwurzelte kritische Pädagogik in ihren Fachdiskursen nur noch am Rande vorkommt und in Politik und Medien kaum noch Beachtung findet, gehören die Thesen einer international, national und subnational immer weiter ausufernden Schulforschung heute zu dem Stoff, aus dem Schlagzeilen gemacht werden.

Die Botschaft, die den aktuellen Stand der empirischen Bildungsforschung einprägsam auf den Punkt bringt, lautet: Auf den Lehrer kommt es an! Dabei geht die Erkenntnis, dass ein guter Lehrer für den Lernerfolg der Schüler wichtiger ist als etwa die finanzielle Ausstattung einer Schule, die



Prof. Dr. Olaf Winkel

Professor für Public Management an der HWR Berlin

Schulform, die Lehrmethoden, die verfügbaren Lehrmittel oder die Klassengröße, auf den neuseeländischen Bildungsforscher John Hattie zurück. Auch hierzulande hat diese Botschaft große Wellen geschlagen. Schulforscher, die bislang offenen Unterricht und jahrgangsübergreifende Klassen empfahlen, und Schulpolitiker, die solchen Ratschlägen folgten, sind in Erklärungsnot geraten. Elternvertreter werfen die Frage auf, warum unfähige Lehrer nicht aus dem Dienst entfernt werden. Und Finanzpolitiker lassen sich dazu verleiten, die Forderung nach kleinen Klassen nicht nur durch Verweise auf eine angespannte Haushaltslage abzuwehren, sondern auch durch den Hinweis, dass kleine Klassen wenig zum pädagogischen Erfolg beitragen.

Bemerkenswert sind allerdings nicht nur die Ergebnisse der Studie, die John Hattie 2008 unter dem Titel *Visible Learning* veröffentlicht hat, bemerkenswert ist auch deren Zustandekommen. Um zu seinen Ergebnissen zu gelangen, hat Hattie nämlich über 800 Metaanalysen ausgewertet, in die der Ertrag von mehr als 50.000 Einzeluntersuchungen mit 250 Millionen beteiligten Schülern eingeflossen ist. Man mag nicht nur John Hattie, sondern den Fleiß und die Akribie aller Forscher bewundern, die an diesem gigantischen und hocharbeitsteiligen Erkenntnisprozess an irgendeiner Stelle mitgewirkt haben, irgendwie hat das Ganze aber auch etwas Gespenstisches. Und es muss erlaubt sein, in diesem Zusammenhang auch über das Verhältnis von Aufwand und Ertrag nachzudenken.

Bei allen erziehungswissenschaftlichen Verdiensten kündigt Hatties Werk von einem Maß an Empiriegläubigkeit, wenn nicht gar Empirieabhängigkeit, das die Frage aufwirft, ob man hier nicht längst weit über das Ziel hinausgeschossen ist. Denn wer ein gesellschaftliches Phänomen und die damit verbundenen Probleme und Herausforderungen erst zur Kenntnis nehmen kann, wenn diese durch umfassende Befragungen und Auswertungen zu solchen geweiht worden sind, handelt sich diverse Nachteile ein, zu denen auch die der Langsamkeit und Inflexibilität gehören.

Zudem sollte hier auch nicht vergessen werden, dass empirische Studien nicht notwendigerweise zur Objektivität beitragen. Erfahrene Sozialforscher wissen, dass bereits Dinge wie der Zuschnitt einer Fragestellung, die Formulierung einer Prämisse, die spezifische Operationalisierung eines Begriffs oder die Entscheidung für ein Variablenset, in dem bestimmte Beziehungen in den Vordergrund gerückt und andere vernachlässigt werden, dazu führen können, dass die Ergebnisse einer Studie oder zumindest die Tendenzen, die darin zum Ausdruck kommen, bereits mit der Formulierung des Forschungsansatzes feststehen. So etwas kann einfach Folge der methodischen-technischen Unzulänglichkeit von Forschenden sein, denn auch dabei handelt es sich um Menschen, die nicht alles wissen und gelegentlich Fehler machen. So etwas kann aber auch beabsichtigt sein, etwa weil ein Wissenschaftler früher formulierte Positionen nicht aufgeben oder einen großzügigen Mittelgeber nicht verprellen will.

Wer glaubt, dass eine empirische Wende zu einer neuen Arbeitsteilung führt, bei der unabhängige Forscher Tatsacheninformationen bereitstellen und unvoreingenommene Politiker diese in rationale Programme verwan-

deln, erliegt einer Illusion. Wahr ist aber, dass Politiker gern dafür sorgen, dass Forschungsmittel Wissenschaftlern zufließen, von denen sie wissen, in welche Richtung die Resultate ihrer Forschung deuten werden. Seit jeher dienen wissenschaftliche Studien nicht nur der Erkenntnisgewinnung, sondern erfüllen auch strategische, legitimatorische und apologetische Funktionen.

Die Probleme werden noch dadurch verschärft, dass auf Messen und Zählen fixierte Sozialwissenschaftler inzwischen auf Politiker treffen, die sich zunehmend am New Public Management orientieren und dadurch ebenfalls in der Gefahr schweben, vor lauter Messen und Zählen wesentliche Dinge, die sich in Quantitäten nicht adäquat ausdrücken lassen, aus den Augen zu verlieren. Nach dem betriebswirtschaftlich ausgerichteten Reformansatz soll die im öffentlichen Sektor bislang vorherrschende Inputsteuerung durch Outputsteuerung ersetzt werden, was voraussetzt, dass die Leistungen einer Organisation – unabhängig davon, ob es sich dabei um die Entsorgung einer Tonne Hausmüll, die Ausstellung eines Personalausweises oder die Ausbildung eines Studierenden handelt – gemessen und den durch sie verursachten Kosten gegenübergestellt werden können. Tendenzen, die schon jeweils für sich im wissenschaftlichen und politischen System dazu beitragen, dass trotz aller Qualitätsrhetorik die Qualität aus dem Blick gerät, verstärken sich damit gegenseitig und stimulieren einen nie zuvor gekannten Ausstoß an wissenschaftlichen Publikationen, in denen riesige Mengen empirischer Daten präsentiert und interpretiert werden.

Wenn man davon ausgeht, dass die Papierfassung eines Forschungsberichts im Durchschnitt drei Zentimeter dick ist, hat John Hattie im Laufe seiner Untersuchung Daten aus Studien ausgewertet, die aufeinandergestapelt einen Turm von vierundzwanzig Metern Höhe ergeben. Rechnet man die Einzelstudien hinzu, deren Resultate in die Metastudien eingeflossen sind, auf die der Neuseeländer im Rahmen seiner Meta-Metastudie zugegriffen hat, ergibt sich sogar ein Turm von 1.524 Metern. Der Brocken im Harz hat nur 1.141 Meter. Dies nicht nur zur Veranschaulichung des Umfangs, den die empirische Schulforschung im englischen Sprachraum erreicht hat, sondern auch als Beispiel für den zweifelhaften Wert mancher Quantifizierungen und darauf basierender Vergleiche.

Wer wirkliche Qualitätssicherung will, sollte auf eine wissenschaftsmethodische und wissenschaftspolitische Neuorientierung drängen. Neben der Förderung von Forschern, die primär messen und zählen, sollte Wissenschaftlern mehr Raum für die Entwicklung origineller Gedanken und damit für die Äußerung von Thesen gegeben werden, die nicht durch in langwierigen Erhebungsprozessen generiertes Material unterstützt werden. Dies würde vermutlich nicht nur die Geisteswissenschaften wieder stärker ins Spiel bringen, sondern auch die Anschlussfähigkeit der zivilgesellschaftlichen Ideenproduktion an die Ideenproduktion im Wissenschaftssystem verbessern und damit das zur Bearbeitung gesellschaftlicher Probleme verfügbare Handlungsrepertoire nachhaltig erweitern.

Vielleicht können Diskurse, die weniger auf die Auseinandersetzung mit statistischen Daten in exklusiven Zirkeln und dafür stärker auf die Einbeziehung von Beteiligten und Betroffenen setzen, Ergebnisse von vergleichbarem

Wert bei deutlich geringerem Aufwand hervorbringen. Auch hier liefert der Fall Hattie Stoff zum Nachdenken. Denn wer selbst zur Schule gegangen ist, selbst schulpflichtige Kinde gehabt hat und vielleicht auch noch selbst unterrichtet hat und dabei immer wieder mit inkompetenten Lehrern und den durch sie verursachten Schäden konfrontiert worden ist, könnte zur Klärung von Fragen, mit denen sich Forscher wie John Hattie befassen, vermutlich eine Menge beitragen. Nichts anderes gilt natürlich für diejenigen, die auf Lehrer getroffen sind, die ihre Schüler in besonderem Maße gefördert und deren Leben positiv beeinflusst haben.

Empirische Forschung ist und bleibt wichtig. Aber ihre Dimensionen sollten nachvollziehbar und ihre Aktivitäten in einen Diskurs eingebunden sein, der nicht nur für geisteswissenschaftlich geprägte Beiträge, sondern auch für im gesunden Menschenverstand und in der Erfahrung der vielen gründende Impulse offen ist. In Zeiten des Internet ist nur schwer nachvollziehbar, warum die Weisheit der Wissenschaftler und die Weisheit der Massen nach wie vor in völlig unterschiedlichen Welten zu Hause sein sollen.

Nicht selten hat die Vergabe von Forschungsaufträgen die Funktion, politische Handlungsunfähigkeit zu kaschieren, was dazu führt, dass sich auch hierzulande gesellschaftliche Fragen mehren, die gleichzeitig von Überforschung und politischer Vernachlässigung betroffen sind. Dass dies auch für unterschiedliche Probleme gilt, mit denen sich der schwerfällige und von Friktionen und fehlgeschlagenen Strukturreformen gebeutelte deutsche Bildungsföderalismus konfrontiert sieht, wird kaum jemand bestreiten wollen. Durch die Arbeiten von John Hattie sind dagegen keine Fehlentwicklungen verschleiert oder längst fällige Maßnahmen auf die lange Bank geschoben, sondern Defizite aufgedeckt und neue Herausforderungen sichtbar gemacht worden. Die Themen, die nun auch hierzulande auf dem Tisch liegen, gefallen nicht jedem. So fühlt sich bis heute keiner der zahlreichen Ministerinnen und Minister, die in Deutschland über die Bildungssysteme wachen, für die Beantwortung der Frage zuständig, was getan werden kann, um ungeeigneten Personen den Zugang zum Lehrerberuf zu verwehren und Lehrkräfte, deren Versagen offensichtlich geworden ist, daraus zu entfernen.

Wer darüber spekuliert, ob Hattie in seinen Forschungen zu den Bestimmungsfaktoren erfolgreichen Unterrichts vielleicht sogar auf den Heiligen Gral der Schulforschung gestoßen ist, befindet sich aber auf einer falschen Fährte. Denn alle Wissenschaften und insbesondere die Sozialwissenschaften sind dynamisch, ein Paradigmawechsel erfolgt manchmal schneller als erwartet. In der Bildungsforschung könnte ein solcher etwa dergestalt ausfallen, dass die Kernthese *the teacher matters* abgelöst wird durch die Botschaft, dass die Bedeutung des Lehrers für guten Unterricht zwar zentral ist, dass andererseits aber auch der beste Lehrer nur etwas ausrichten kann, wenn bestimmte strukturelle und materielle Mindeststandards gewährleistet sind. Und wäre es nicht eine gute Sache, wenn dazu nicht wieder mehrere hundert Metastudien ausgewertet werden müssten, die sich auf mehrere zehntausend Einzelstudien beziehen